

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender  
**Band:** 140 (1861)

**Artikel:** Marx Stolprian  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-373102>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Es hatte ein rohes, gottvergessenes, irdisch gesinntes Weib eine 5jährige Tochter, welche von dem verstorbenen Vater ein nicht unbedeutendes Vermögen erbt. Begierig darnach beschließt die unnatürliche Mutter den Tod ihres Kindes, und damit man keine Spur des Frevels entdecke, verbirgt sie dasselbe in einem Keller, um es verhungern zu lassen. Nach drei Tagen, als sie sich von dem Tode überzeugen will, findet sie das Kind fast verschmachtet. Es kann nur noch die Händchen ausstrecken und lallen: „Liebe Mutter! gieb mir Brod!“ Doch ohne Erbarmen verläßt die Mutter das Kind, welches nach zwei Tagen ausgelitten hat. Es wird feierlich begraben, und als der Prediger das Vaterunser betet und die Worte der vierten Bitte spricht: „Unser täglich Brod gieb uns heute!“ da schlägt dieses Wort, an des Kindes Bitte erinnernd, wie ein Blitzstrahl in das rohe, aber nun plötzlich ergriffene Herz der Rabenmutter, welche laut jammernd zusammenbricht und ihr Verbrechen bekennt.

### Marr Stolprian.

Es giebt ein gewisses Unglück in der Welt, das man freilich für kein Unglück hält, und das doch eins ist. Ich bin das redende Beispiel davon.

Mein Vater — Gott hab' ihn selig! — hielt mich fleißig zur Schule; ich lernte was, und man sagte überall von mir: Marr Stolprian ist ein geschickter Mann, aber — man kann ihn nicht brauchen, er weiß sich nicht in die Welt zu schicken; er weiß nicht mit den Leuten umzugehen. Sonst ist er ein guter, braver Mann. So sagte man von mir. Merkst Du jetzt, lieber Leser, wo es mir fehlte? Ich war in der Erziehung versäumt. Ich war in der Schule und in der Arbeit fleißig, fromm, dienstgefällig, redlich, aber schüchtern; lief davon, wenn fremde Leute, namentlich Frauenzimmer, kamen; wußte nicht, wo mit den Augen hinlaufen, wenn mich ein Fremder anredete; und wenn ich endlich gar einem Frauenzimmer freundlich und artig begegnen sollte, stand ich steif und stumm da. Genug, was man Höflichkeit und Anstand nennt, gehört zum Leben und Lebensglück, so gut wie Brod und Erdäpfel und ein Glas Wein.

Mancher, wenn er in Gesellschaft kommt, weiß nicht, wohin er mit Armen und Beinen soll, und man sieht's ihm an, er hätte sie lieber daheim gelassen. Welch Unglück diese Unbeholfenheit bringen kann, zeigt Dir, lieber Leser, folgende Geschichte aus meinem Leben.

Sobald meine Base Sparhafen gestorben, und ich, als ihr einziger Erbe, ziemlich vermögend geworden war, wollte man mir in meinem 30. Jahre eine Tochter zur Frau geben, die schön, hauswirthlich, tugendhaft, freundlich und vermögend war. Jungfer Bärbeli gefiel mir; die Sache sollte in Richtigkeit gebracht werden, und ich sollte Jungfer Barbara näher kennen lernen. Deshalb ward ich von ihrem Vetter zu Gast geladen, wo ich sie finden sollte.

Ich ging nicht gern in große Gesellschaft, weil ich eben ungemein scheu und schüchtern war. Aber was thut man nicht, einer solchen Jungfer zu gefallen! Ich legte meine schönsten Kleider an. Als ich aber vor das Haus des Herrn Veters kam, klopfte mir das Herz vor Angst, als hätte ich eine Schmiede in meiner Brust. „Wenn nur keine große Gesellschaft da ist!“ dachte ich; „wenn's nur erst vorbei wäre!“ Zum Glück traf ich den Herrn Vetter allein; er schrieb noch eine Rechnung in seiner Stube. „Ihr kommt etwas spät, Herr Stolprian!“ sagte er. Ich machte zwanzig Kratzfüge links und rechts, lachte vor Angst, um freundlich auszusehen, und hatte nur immer die große Gesellschaft im Kopfe.

Indem der Herr Vetter die Rechnung fertig hat und den Streusand sucht, spring' ich gar diensfertig hinzu, will den Sand auf's Papier streuen, ergreife ungeschickter Weise das Dintenfäß statt des Sandfasses und schütte ihm einen schwarzen Strom der besten Dinte über das zierliche Konto. Ich glaubte, ich müßte in Ohnmacht fallen vor Schrecken; nahm in der Verwirrung und Eile mein schneeweißes Schnupftuch aus der Noctasche und wischte damit auf. „Et behüte! was treibt Ihr auch, Herr Stolprian!“ rief mir der Vetter lachend zu, drängte mich mit meinem schwarz und weißen Schnupftuch zurück und brachte seine Sache in Ordnung. Dann führte er mich in die Stube, wo die Gesellschaft schon beisammen war. Ich folgte ihm nach, hatte aber schon kein gutes Gewissen

und bemerkte beim Niedersehen, nicht ohne Entsetzen, einen großmächtigen Dintenfleck auf meinen einfarbigen hellen Hosen. „Hilf Himmel!“ seufzte ich bei mir, „was wird die große Gesellschaft sagen!“

Die Thür des Zimmers geht auf. Ich steifer, hölzerner Bursch will mich gar gewandt, zierlich und leichtfüßig stellen, hüpfte in den großen Saal hinein, mache Bücklinge hinten und vorn, frage mit den Füßen links und rechts aus, sehe gar nicht, daß dicht vor mir eine Weibsperson steht, die im Begriff ist, eine Pastete aufzutragen; fahre ihr in den Rücken, daß die kostbare Pastete von der Schüssel auf den Boden fliegt, und so spacer' ich mit meinen Komplimenten blindlings vorwärts, — es war mir zu Muth, als stände ich in einer Schlacht vor dem Feinde und sollte ins Feuer einrücken.

Welche Augen die große Gesellschaft um mich herum machte, weiß ich nicht; denn ich hatte noch nicht den Muth, aufzusehen, sondern fuhr wie besessen mit Kraxfüßen und Bücklingen fort, bis ein neues Unglück meiner Höflichkeit Grenzen steckte.

Ich war nämlich bei meinem eifrigen Komplimentiren mit den Füßen bis zu der Pastete vorgerückt, die noch da lag, weil sich die Magd von ihrem Schrecken noch nicht erholt hatte und mit starren Augen auf das Meisterstück der Kochkunst am Boden hinblickte, ohne es aufzunehmen. Da fährt bei einem neuen Komplimente mein duntelbefleckter Fuß in die Pastete, — ich sah nichts; denn es war mir vor Höflichkeit Alles blau vor den Augen geworden. Ich glitschte in dem Pastetenteige schmählicher, doch höchst natürlicher Weise aus, verliere das Gleichgewicht und falle, so lang ich bin — und ich messe fast 6 Schuh — auf die Erde, zum nicht geringen Schrecken und Gelächter einer ganzen, ehrenwerthen Gesellschaft.

Es erhob sich nun ein entsetzliches Zetergeschrei, und ich am Boden schrie auch. Denn da ich neben mir auf dem Boden, außer zwei Stühlen, noch ein Frauenzimmer liegen sah, glaubte ich fest an ein starkes Erdbeben. Wir standen auf. Der Better machte aus der ganzen Sache einen Spaß. Er aber hatte gut spaßen. Ich hätte weinen mögen und schämte mich fast

zu Tode. Ich stellte mich an den Ofen und sagte kein Wort zu meiner Entschuldigung, sondern, weil Alles um mich herum lachte und sicherte, lacht' ich auch und sah nur verstohlen nach der zerschmetterten Kälberpastete.

Man setzte sich endlich zu Tische. Der Herr Better war so artig, mich neben Bärbeli zu setzen. Ich wäre lieber neben einem feuerspeien- den Berge gefessen, als neben diesem schönen, guten Kinde; denn es war mir wunderbarlich zu Muth neben meiner künftigen Hochzeiterin. — Ich durfte die große Gesellschaft am Tische kaum ansehen.

Da ward die Suppe herumgereicht. Jungfer Bärbeli bot mir einen Teller voll, — ich konnte das unmöglich annehmen; denn sie hatte noch keine Suppe. Da gab's wieder Komplimente über die Suppe, und ich sah voraus, daß es mit den gottlosen Komplimenten wieder übel ablaufen werde. Darum bat ich das schöne Bärbeli gar dringend, doch die Suppe zu behalten, und sah ihr bittend auf die schönen blauen Augen, aber nicht auf den Teller, und die siedend-heiße Suppe floß richtig auf Bärbeli's Schoß und Kleider. Da ich nun schnell die Suppe zurückzog, kam die andere Hälfte auf meinen Schoß über meine Kleider; es war brüderlich getheilt. Ich vergess' es nie; es ist mir Alles noch, wie heute.

Das gute Bärbeli verließ den Tisch; ich stammelte Entschuldigungen. Man tröstete mich und gab mir einen andern Teller. Inzwischen dampften meine Beinkleider noch von der Ueberschwemmung; ich knüpfte mir, statt der Serviette, einen Zipfel vom Tischtuch in die Weste. Bärbeli hatte aber die Kleider ändern müssen. Sie kam wieder, und ich entschuldigte mich tausend Mal bei ihr, so gut ich konnte.

Aber das unglückliche Schnupstuch! — Ich hatte die Dintengeschichte rein vergessen über Allem, was seitdem Wichtiges geschehen. Ich rieb mir beim Abtrocknen des Schweißes das ganze Gesicht so mit Dinte ein, daß, als ich das Schnupstuch wieder einstecken wollte, die große Gesellschaft mich verwunderungsvoll in einen Mohren verwandelt sah. Da erhob sich natürlich abermals ein großes Gelächter und Zetergeschrei. Aus Höflichkeit schrie und lachte ich denn auch eine ganze Weile mit, bis ich

merkte, daß sich die Frauenzimmer vor meinem schrecklichen Dintengesichte fürchteten. Nun sah ich erst ein, daß mich das Schnupstuch zum Narren im Spiel gemacht hatte, und daß ich ein fürchterliches Aussehen haben müßte.

Erschrocken und eifertig sprang ich vom Tische auf, um nach der Küche zu flüchten und mich zu waschen. Da zog ich das Tischtuch, das unglückselige Tischtuch, dessen Zipfel ich in dem Knopfloch der Weste unten befestigt hatte, hinter mir her. Alle Teller, Gläser, Messer, Gabeln, Löffel, Salzfüßlein, Rindfleisch, Fische, Braten, Salate zc. liefen mir wie närrisch in der Stube nach mit großem Getöse. Die Gäste saßen mit offenem Munde, wie versteinert, da und sahen die herrlichen Gerichte sämmtlich vor

ihren Augen verschwinden, dabei so manchen Lederbissen, auf den sie sich schon innerlich gefreut hatten.

Anfangs, da ich sah, wie alle Platten und Teller hinter mir her waren und mich verfolgten, hielt ich's für Hererei, bis der Herr Vetter mit beiden Beinen auf das Tischtuch sprang. Da riß der Zipfel von meiner Weste. Ich aber in vollem Galopp, nicht mehr in die Küche, sondern die Treppe hinunter, über die Straße, in mein Haus. Vier Wochen lang ließ ich mich vor keinem Menschen mehr sehen. Ich dachte von der Zeit an nicht wieder ans Heirathen, ohne Schwindel, und nicht an große Gesellschaften, ohne das kalte Fieber zu bekommen.



X. A. v. Buri & Lökér Berlin